

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 14 (1919)
Heft: 8

Artikel: Der liebe Gott, die Mutter und die soz. Sonntagsschule
Autor: Moser, E
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351817>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Den ganzen Vormittag gehe ich in meiner Zelle auf und ab und überlege. Unten ist die Verbindung mit ihm abgeschnitten. Es gibt nur ein einziges Mittel: Ich muß ihm den Brief durchs Fenster zustellen. . .

Als ich um 12 Uhr das Mittagessen in Empfang nehme raune ich Butkewitsch zu: „Das Telephon!“ Er nickt. Eine halbe Stunde später bringt er mir heißes Wasser für den Tee. Der Wärter bleibt in der Tür stehen. Butkewitsch macht sich am Tisch zu schaffen. Der Wärter wird ärgerlich. „Na, wird's bald?“ Da beginnen zwei Kriminelle in dem Korridor Streit. Absichtlich, um den Wärter abzulenken. Laut hallen die Schimpfworte. Der Wärter geht hinaus. „Wollt ihr wohl Ruhe halten!“ Butkewitsch benutzt den Augenblick, zieht unter seiner Jacke ein Bündel hervor, wirft es schnell unter meine Britsche und geht dann auch hinaus. Auf dem Korridor ist es wieder ruhig, der Wärter kommt zurück, läßt seine Blicke prüfend durch die Zelle schweifen und geht dann auch hinaus. Die Tür fällt ins Schloß, wieder knarrt zweimal der Schlüssel, und wieder bin ich allein. Das „Telephon“ liegt unter der Britsche: ein langer Strich aus Fäden von Bettdecken zusammenge缝t. Der Zettel ist in einer Spalte der Wand versteckt. Ich muß warten. Ein dreifacher Ring umgibt das Gefängnis. Innen im Hof Gefängniswärter und Feldjäger, draußen, vor der Mauer, Schutzleute. Gerade vor meinem Fenster — ein Feldjäger. Der muß es sehen, wenn ich das „Telephon“ hinablasse. Doch ich habe Glück. Heute Abend soll ein Feldjäger auf die Wache kommen, der mit uns heimlich sympathisiert. Der wird schon ein Auge zudrücken. Und die Außenposten werden es nicht so schnell merken. Ich habe alles für den Abend bereit. Schreibe ein Klopfsalphabet mit Erläuterungen, damit der Genosse wenigstens die letzte Nacht mit mir sprechen kann. Vielleicht hat er letzte Wünsche zu übermitteln, letzte Grüße. . .

Es dämmt. Ich hocke auf dem Fensterbrett. Im Garten des Gefängnisdirektors, draußen, vor unserer Mauer, räkeln sich die Schutzleute. Innen im Hofe, vor dem Fenster, steht der Feldjäger. Sieht er mich nicht? Will er mich nicht sehen?

Ich stecke die Hand zwischen die Gitterstäbe und lasse langsam das „Telephon“ hinab. Unten baumelt der Brief. Nach meiner Berechnung muß er jetzt vor seinem Fenster sein. Aber niemand greift danach: Das Seil spannt sich nicht. Ich klopfe an die Wand, um den Genossen aufmerksam zu machen. Keine Antwort. Das „Telephon“ baumelt im Winde. Vielleicht kann er es nicht greifen, weil es so hin und her geht. Ich ziehe das „Telephon“ wieder her-

auf, beschwere es mit dem Metallbecher und lasse es hinab. Gerade gespannt hängt jetzt der Strich. Jetzt muß der Brief vor seinem Fenster sein. Ich klopfe mit dem Fuß auf dem Boden, klopfe mit dem schweren Holzschemel. Laut. Er muß es hören. Aber unten bleibt alles still. Keine Hand greift nach dem Brief.

Der Feldjäger wird unruhig. Er winkt mir und macht mir Zeichen. Ich soll aufhören. Ich beachte es nicht. Die Schutzleute an der Außenmauer haben es auch bemerkt. Laut tönen ihre Stimmen. „Gundesohn! — mach, daß du fortkommst vom Fenster!“

Jetzt gilt es. Länger kann ich nicht bleiben. Gesehen hat man mich ja doch schon. Ich presse das Gesicht an die Gitterstäbe und rufe: „Genosse! Genosse! Warum nehmen Sie den Brief nicht?“ — „Gundesohn! Wird's bald! Wir schicken!“ Und schon greifen sie nach den Gewehren. Ich lausche — noch einen Augenblick, sonst ist es zu spät. Da dringt eine Stimme von unten herauf, stammelnd und klagend, leise und kraftlos, so leise, daß ich das Gehör anstrengen muß, um zu hören: „Genos—se . . . Ich kann . . . den . . . Brief . . . nicht . . . nehmen. Beim Verhör . . . hat man . . . mir . . . beide Arme . . . gebrochen . . . Genosse . . . leb wohl. . .“ Leise und klagend tönt die Stimme und bricht plötzlich ab.

Ein müttendes Winken des Feldjägers; die Schutzleute vor der Mauer haben schon angelegt. Mit einem Ruck reiße ich das Telephon nach oben und lasse mich vom Fensterbrett gleiten, verstecke alles schnell unter der Britsche.

Es ist höchste Zeit gewesen. Aufgeschauelt vom Värm, macht der Wärter auf dem Korridor seine Runde. Und jetzt schaut sein Auge durchs Guckloch. Aber ich liege schon auf meiner Britsche auf dem Rücken mit verschränkten Armen, und beruhigt geht er weiter. . .

Nachts, als es ganz still ist und draußen vor der Tür regelmäßiges Schnarchen ertönt, stehe ich auf und verbrenne alles: das Klopfsalphabet, die Erläuterungen und die letzten Grüße.

Ruhig züngelt die Flamme zur Lampe heraus, ergreift das Papier und leckt gierig daran. Ein Häufchen Asche fällt auf den Tisch. Der Wind heult, fährt zwischen den Fensterriemen hindurch und die Aschestückchen flattern durch die Zelle: Das Alphabet, die Erläuterungen und die letzten Grüße.

Unten aber sitzt der, dem sie galten. Am Vorabend seiner Hinrichtung. Mit gebrochenen Armen. Und niemand, der ihm ein letztes Abschiedswort sagen könnte.

Raum, daß der reiche Herr sich hatte rechtzeitig zur Seite werfen können. Man mag nun über die Sache denken wie man will, sehr nobel war das jedenfalls nicht, einen Ehrenmann so beim Wort zu nehmen und sich so an den toten Buchstaben zu klammern. Mit Recht wurde denn auch der reiche Herr über diese Art, einen Wunsch zu erfüllen, sehr ungehalten. Inzwischen schnallte er den Sattel ab, nahm ihn auf dem Rücken und marschierte seiner Wohnung zu. Da es aber mittlerweile heiß geworden war, drückte ihn der Sattel. Und in all seinem Ungerer kam ihm auch noch der Gedanke an seine Frau, die ihn hinter den Fremden hergeschickt hatte, und nun selber behaglich in der kühlen Stube saß. Da empörte sich sein Gemüt, und er rief in gerechtem Groll: „Ich wollte, meine Frau säße auf dem Sattel und könnte nicht herunter.“ Unglaublich, aber wahr, auch dieser Wunsch ging sofort in Erfüllung: der reiche Herr fand zu Hause seine Frau auf dem Sattel angewachsen und mußte sie mit dem dritten Wunsche herunter wünschen.

Da war alles umsonst gewesen und obendrein noch ein Pferd draufgegangen. Zum Glück aber fiel dem reichen Herrn noch ein, daß ja die Hütte, wo der ärmliche Nachbar zu Miete wohnte, ihm gehörte. Sofort ging er hinüber in das neue Haus und befahl dem Ehepaar, die Wohnung zu räumen oder zweitausend Mark Miete zu zahlen. Natürlich konnte das Paär das nicht und sie mußten hinaus. Aber weil der Kontrakt noch nicht abgelaufen war, gab der Hausbesitzer ihnen großmütig in einer ganz alten und verfallenen Hütte Unterkunft. Das neue

Haus aber verkaufte er sehr günstig, und so hatte er doch eine Belohnung für seinen guten und edlen Willen. So gelangt die Tugend immer zum Siege und die lasterhafte Armut wird bestraft. (Aus „Die schönsten Märchen für die nationale Kinderwelt“, von Rudolf Franz.)

*

Der liebe Gott, die Mutter und die soz. Sonntagschule.

In unserem Dorfe bildet die Einführung der sozialdemokratischen Sonntagschule einen gar wunden Punkt. Ich weiß nicht, ob es am Zutrauen der Mütter, den Führern dieser neuen Sonntagschule gegenüber fehlt, ob man den Zweck dieser Schule noch nicht erkannt hat oder ob man überhaupt auf keinen Erfolg dieser Schule rechnet, ich weiß nur, daß an irgend einem Ort etwas fehlen muß. Ich hatte Gelegenheit, der Diskussion eines diesbezüglichen Themas beizuwohnen und das allgemeine Ergebnis, das ich daraus hervorholen konnte, war so ungefähr der gleiche Grundsatz: „Ich gehe zwar jahrein und aus nie in die Kirche, aber etwas glauben muß der Mensch eben doch“.

Ich, von meinem Standpunkt aus, könnte nicht sagen, daß ich den Weg zur Kirche nie finde. Nein, ich gehe noch

Der Wind heult. Unruhig flackert die Flamme. Phantastisch tanzen die Schatten. Am Fußboden bewegten sich zitternd die Aschestückchen.

Ich liege wieder auf der Britische. Hülle mich fester in den Pelz. Fröstle trotzdem. Schließe krampfhaft die Augen, heiße die Zähne zusammen. Im Ohr klingt mir noch immer leise klagend die stammelnde Stimme:

„Ich kann den Brief nicht nehmen, Genosse! Leb wohl!“ —



Von Unterernährung keine Spur.

In einem der Berichte über die Schulbesuche im Proletarierquartier Zürich 3 bemerkte ein Bezirksschulpfleger, daß er von Unterernährung nichts bemerken konnte. Darauf aufmerksam gemacht, erläuterte eine fromme Lehrerin diese Bemerkung wie folgt: Der Herr habe bei ihr zur Fastnachtszeit seinen Besuch gemacht. Die Erstkläbler berichteten, wie zu Hause Küchlein gemacht würden und aus den vielen Aussagen war zu entnehmen, daß in jeder Familie „geküchelt“ würde. Der Herr Bezirksschulpfleger examinierte die Absenzenliste und entnahm daraus, daß alles Arbeiterkinder sind und seine Schlussfolgerung lautete: „Sehen Sie da! Wo ist nun die große Not, von der so viel gesprochen und geschrieben wird, wenn alle Küchlein backen?“

Dem Herrn und dieser Lehrerin sollte man ein paar dieser Küchlein zu kosten geben! Natürlich würden diese Herrschaften keine davon genießen, weil sie gewohnt sind, dazu gute Butter und viel Eier zu gebrauchen, während die Arbeiterfrau nur schlechtes Kriegsfett und kaum zwei Eier bekommt. Aber nicht einmal das soll auf den Tisch der Arbeiterfamilie! Die unerforschlichen Fleischpreise erlaubten weder Gefottenes noch Gebratenes, während die reichen Faulenzer samt Brut sich mit einer Fleischplatte, zwei Gemüsen und Desserts täglich, am Freitag mit Fisch oder andern Konserven, beim 4-Uhr- oder 5-Uhr- Tee mit feinstem Kuchen und nach dem Nachtessen mit Flaschenweinen bescheiden! Ein Lehrer unterstützte die Bemerkung des Herrn Bezirksschulpflegers: Er sei Hortleiter und müsse täglich mitansehen, wie das einmal die Milch, ein andermal die Suppe von den armen Kindern nicht ausgeessen oder ganz verschmäht würde. Auf die Bemerkung, gerade das beweise, daß die Kinder nicht gesund, nicht an rationelle Kost gewöhnt seien, fügte ein anderer Lehrer bei: Man sehe auch wieder Brotresten, ja ganze Stücke herumliegen, ob das etwa von Hunger, von Unterernährung zeuge? Eine Genossin wies ihn zurecht mit dem Beispiel ihrer Nessen und Nichten — Lehrers Kindern — die bei Tisch gut und genug zu essen bekommen und dennoch eine Stunde später ihr Stück Brot rübis und stübis aufessen, gerade weil sie gut genährt und gesund seien. Appetitlosigkeit sei immer ein Zeichen von Kränksein. Das wurde von den Herren mit einem ungläubigen Lächeln quittiert.

öfters in die Kirche. Erstens tue ich es den Glocken zuliebe, die so mächtig über das Dorf hin rufen, komm, komm doch. Zweitens habe ich in jeder Predigt immer noch irgend etwas gelernt, es wurde wieder und wieder ein Gedanke geweckt, den ich bis heute noch nicht verdaut hatte. Ich glaube an einen lieben Gott, allerdings nicht an den, der uns nach dem Tode einen Engel schickt, der uns auf grüne Weiden führt, mit schönen weißen Schäfchen mit blauen Bändern um den Hals. Nein, an diesen lieben Gott kann ich schon lange nicht mehr glauben.

Liebe Genossinnen, denkt nun einmal, es wäre wirklich wahr, daß wir nach einem elenden müden Erden-dasein wirklich in den Himmel kämen, in einen schönen leidens- und kampfflosen Himmel. Auf der Erde sind wir Sozialisten gewesen, wir haben gekämpft für das allgemeine Wohl der Menschheit auf der Erde; nun wollen wir aber in den Himmel. Dieses Himmelsanrecht hat aber eine Vorbedingung gestellt, die wir nicht erfüllt haben, denn wir haben für den Sozialismus gekämpft und sind nicht geduldig und dankbar für alle Liebe, die wir erhalten haben durch das Leben gegangen. Wenn wir Sozialisten sind und zugleich auf das Himmelsanrecht spekulieren, verlieren wir das letztere sicher und gewiß. Liebe Genossinnen, es gibt keinen Himmel, wie du ihn dir vorstellst, es gibt keinen Gott dort oben, son-

und doch hat gerade die Arbeiterschaft Zürichs durch Annahme der neuen Gemeindeordnung dafür gesorgt, daß die Lehrer und Lehrerinnen vor Not und Entbehrung geschützt werden. Und als Dank erntet sie — Verständnislosigkeit.

Mehr Verständnis bewiesen glücklicherweise andere Bezirksschulpfleger — vor allem ein Arzt — der gerade die Mattigkeit, die überhandnehmende Nervosität, die schwache Leistungsfähigkeit und die ethischen Mängel auf die schlechte Ernährung, auf den Mangel an gesundem Schlaf und die schlechten Wohnungsverhältnisse zurückführt.

Sehr zu begrüßen wäre, wenn auch unsere Schulpflegerinnen ihre Aufgabe nicht nur im regelmäßigen Besuch der Sitzungen und der zugeteilten Klassen erblickten, sondern uns andere über ihre Beobachtungen, ihr Wirken und neue Vorschläge informierten. Gerade die „Vorkämpferin“ bietet ihnen Gelegenheit, wenn sie in den Kommissions- und Gesamtsitzungen zu wenig Gelegenheit bekommen, sich zu äußern. Wir möchten auch gerne wissen, wie die Frauen in den Komiteen und Verbänden wirken, wo sie durch die passive Wählbarkeit des Volkes hingerufen wurden.



Internationale Frauenkonferenz. An die sozialistischen Frauen aller Länder.

Genossinnen!

Noch sind die Verkehrshindernisse und andere Schwierigkeiten nicht vollständig beseitigt, die als Begleiterscheinungen des Weltkrieges die Beziehungen zwischen den Sozialistinnen der verschiedenen Länder in schwerster Weise beeinträchtigt, ja zum Teil unmöglich gemacht haben. Aber immerhin ist eine Erleichterung des Verkehrs da, und die Zeit scheint nahe, wo keine äußeren Umstände es mehr hindern werden, daß die Genossinnen der einzelnen Länder frei miteinander verkehren können.

Genossinnen, Schwestern, wir müssen bereit sein, die Situation dazu zu nützen. Die alten Verbindungen müssen gefestigt, neue stärkere Bande müssen geknüpft werden zwischen den Sozialistinnen aller Länder. Mehr Arbeit, mehr Kampf für die Verwirklichung des Sozialismus, muß unsere Losung sein. Einheitlichkeit der Arbeit und des Kampfes! Die Ereignisse rufen es uns zu. Die Weltrevolution des Proletariats hat angehoben. Sie geht unaufhaltsam ihren Gang. Sie bringt uns Frauen die volle soziale Befreiung, aber sie bedarf auch unser, um zu siegen. Scharen wir uns zielbewußter, entschlossener und opferbereiter als je um das rote Banner.

Genossinnen, eine Zusammenkunft führender Sozialistinnen aus allen Ländern ist eine nachweisbare Notwendigkeit.

der es gibt einen Gott auf der Erde, und dieser Gott ist in dir selbst, dieser Gott lebt schon Millionen Jahre und wird noch weiter leben, immer mächtiger, von Generation zu Generation. Er heißt Güte und Recht. Er stirbt nie aus, will auch nie in einem Himmel regieren, sondern auf dieser Erde will er sein und walten, und es ist unsere Arbeit, ihn zu unterstützen. Ich kann Dir, liebe Genossin nur empfehlen, schicke Dein Kind ruhig in die sozialdemokratische Sonntagschule.

C. Moser.

*

Eigentum, Familie wird eure Welt bewegen
Familie wird eure Welt bewegen
und allen Glückes und Jammers Quelle sein.
Und diese zwei Begriffe wachsen fort,
bis Vaterland und Industrie draus werden,
die alles Schöne und Erhabene zeugen
und schließlich ihre eigne Brut verschlingen.

*

Oft sitzt im Dunkel,
was Welten bauen und erschüttern kann.

*

Stündigst du, bereuen's Kindesfinder.